
Leseprobe



Hans-Albert Walter
**Gib dem Herrn die Hand,
er ist ein Flüchtling**
Essay
© C. W. Leske Verlag
ISBN 978-3-946595-00-7

Exilierte und Emigranten waren deklassiert, wie berühmt sie auch sein mochten. Aus ihrer Nation gestoßen, waren sie über Nacht zu Menschen minderen Wertes geworden. Das Asyl war kaum je ein Recht, auf das sie Anspruch hatten, es war eine Gnade, die ihnen gewährt wurde, meist eine knapp befristete und allemal eine jederzeit zu widerrufende. Sie waren aus einem Status herausgefallen, den sie für selbstverständlich gehalten hatten. Um so dramatischer hatte der Sturz sich vollzogen, je höher ihr Rang gewesen war, je größer ihr Ansehen. Als Minister gestern noch nahezu unumschränkter Herr über ein Heer von Beamten, doch heute nicht mehr vorgelassen bei dem ausländischen Amtskollegen, mit dem man am Konferenztisch gesessen und den man beim

Bankett mit »Mein verehrter Freund« angeredet hatte. Höchstens, daß der der Ausländerpolizei einen Wink gab, es bei dem Gestürzten mit Papieren nicht so genau zu nehmen. Mag sein aber auch, daß der verehrte Freund sich mit derlei Kleinkram nicht abgab; daß er ihn unteren Instanzen überließ, Subalternen, die einen Stempel geben, die ihn aber auch verweigern konnten nach eigenem Ermessen. Der Extremfall macht die Demütigung nur besonders plastisch, die jedem Exilierten und Emigranten bevorstand. Immer aufs neue bestätigt sich, was Brecht in den satirischen Satz gefaßt hat, der edelste Teil eines Menschen sei sein Paß, und diese Erfahrung hatte prägende Kraft auf Lebenszeit.

Ludwig Marcuse griff regelmäßig ins Jackett, bevor er aus dem Haus ging, und er zögerte nicht mit der Erklärung, als er beim zweiten oder dritten Mal meinen fragenden Blick bemerkte. Der Paß. Er verlasse die Wohnung nie ohne Paß. Dabei gingen wir nur spazieren oder ins Restaurant, wo er Stammgast war. So geschehen am Tegernsee, Mitte der sechziger Jahre. Die Zeit der Staatenlosigkeit war für Ludwig Marcuse schon seit zwei Jahrzehnten vorbei. Ihm konnte nichts geschehen, er hatte den sozusagen besten Paß der Welt, den amerikanischen.

Nicht minder eindrucksvoll das Erlebnis mit jenem anderen Exilierten in England, einem damals

Dreiundsechzigjährigen. 1933 war er als Kind mit seinen Eltern nach Palästina geflohen, mit gültigen deutschen Reisepapieren, und als die Familie 1936 ausgebürgert wurde, hatte das keinerlei praktische Bedeutung; kaum ein halbes Jahr danach erhielt sie, was ich, der Kürze halber, die palästinensische Staatsangehörigkeit nennen will. Gleich nach dem Krieg war mein Bekannter dann zum Studium in die Schweiz gegangen, hatte sich dort niedergelassen und war schon seit vielen, vielen Jahren Bürger der Eidgenossenschaft, als ich ihn in Cambridge bei einem Symposium traf. Das feierliche Abschlusssessen war vorbei, und wir wollten vor der Abreise noch eine Runde um den wunderbar gepflegten Rasen des Colleges drehen, als mein Bekannter bemerkte, daß er Paß und Brieftasche verloren hatte. Beim Bücken mußten sie ihm aus dem Anzug gefallen sein, meinte er. Er sagte aber nicht Anzug oder Jacke, sondern wie ein rechter Berner, der er nicht war, aus der Kutte. »Us dr Chutte keijet.« Obwohl sprachlich weitestgehend assimiliert – nicht nur Sprachmelodie und Betonungen waren richtig, fast waren es auch die Kehllaute –, überdies durch Auftreten und Habitus an einen bedächtigen Eidgenossen gemahnend, offenbarte die Reaktion auf den Verlust des Passes die wahre Identität des Mannes.

Nicht nötig, alle Stadien seiner vergeblichen Suche nachzuzeichnen. Es genügt, wenn ich den

Kontrast erwähne zwischen seiner durch kein beruhigendes Zureden zu dämpfenden Panik und dem Gleichmut des College-Personals. So hilfsbereit diese Pförtner und Aufseher waren, so eifrig sie die Räume und Wege absuchten, wo »es« hätte passiert sein können, es war ganz offenkundig, daß sie nicht begriffen, warum der Mann sich so aufregte. Sie waren aber auch nie »im Elend« gewesen, hatten nie erfahren, was ihm von Kindesbeinen an Pein bereitet hatte, obwohl er selbst, genaugenommen, nie ohne Paß gewesen war. Eine Katastrophe, dieser Verlust. Die Fahrt nach London eine mehr als gewagte Sache. Samstagnachmittag war es zu allem Unglück auch noch, das Konsulat geschlossen, weit und breit kein amtlicher Helfer erreichbar. Und das Hotel, würde es ihn überhaupt aufnehmen, ohne Papiere?

»Einmal Emigrant – immer Emigrant.« Dies bittere Wort aus einer Autobiographie drückt die Erfahrung der Schicksalsgemeinschaft aus, zu der der Dreiundsechzigjährige gehörte. In Fleisch und Blut übergegangen, daß Seinesgleichen Objekt amtlicher Willkür gewesen war, tausend Geboten unterworfen und tausend Verboten, mit Fragebogen und Verhören geplagt, von Kontrollen heimgesucht, von Meldefristen und Terminen gehetzt. Ehe man sich's versah, war man illegal, wurde man ausgewiesen, heimlich an die Grenze gestellt oder offiziell abgeschoben, wurde mitunter auch ins

Herkunftsland ausgeliefert, wo einen Zuchthaus und Lager erwarteten, wenn nicht Folter und Tod. Natürlich war das nicht immer und überall zu befürchten. Aber genügte es nicht, zu wissen, daß Flüchtlinge mit der Begründung interniert wurden, sie störten das Landschaftsbild des Gastlandes? Nein, die Fremde war feindlich, auch wenn sie einem anfangs das Leben gerettet hatte.

Muß ich wirklich die Bemerkung einschalten, bei den letzten Sätzen sei das Imperfekt unangebracht gewesen? Wovon sie handeln, ist Gegenwart in der ganzen Welt. In den letzten Jahren zunehmend härter auch bei uns, der deutschen Verfolgervergangenheit ungeachtet und des Grundgesetzes spottend. Mit Artikel 16 Absatz 2, der die Auslieferung von Deutschen ebenso untersagt, wie er politisch verfolgten Ausländern das Asylrecht zusichert, mit diesen in den Katalog der Grundrechte aufgenommenen Sätzen hatte der Parlamentarische Rat aus eben jener einschlägigen deutschen Vergangenheit die Lehre gezogen. Auch den Schlußstrich unter sie, ganz unmißverständlich den Schlußstrich. Das ist der erklärte Wille der vielberufenen Väter und Mütter des Grundgesetzes gewesen – daß indessen die Enkel es noch besser ausföchten, auf diese Idee wird in unsern Tagen so leicht niemand kommen. Ein Rest von Scham nur, ein winziger Rest, steht derzeit noch der Änderung von Art. 16 Abs. 2

im Wege, wobei jedermann weiß und kaum wer es ausspricht, daß die Änderung faktisch auf eine Abschaffung hinauslief.

Doch weil die Schamsschwelle bei einigen – für wie lange? – noch zu hoch ist, als daß das verfassungsändernde Quorum erreicht werden könnte, beackert man eifrig den dürstenden Boden der Volksmeinung (und auf diesem Umweg die Psyche der Widerspenstigen): Dem Rechtsradikalismus den Wind aus den Segeln zu nehmen, müsse man Vorsorge treffen. Welch treuherzige Hausväterrede! Als habe man das üble Gewächs nicht selber großziehen helfen mit allerlei Sonntagsreden und -interviews in den vergangenen Jahren, als habe man es nicht gehegt und gepflegt mit Statistiken und Hochrechnungen. Und wie sonder-, ja, wunderbar: Die Zahl der Zufluchtsuchenden, der bereits eingetroffenen und der angeblich noch zu erwartenden, kletterte just zu Wahlkampfzeiten in schwindelnde Höhen, um der Vergessenheit anheimzufallen, wenn die Papiertiger – auch mit der Maulorgel dieser Zahlen – ihren Titanenkampf ausgefochten hatten.

Daß allzu geneigte Zuhörer die Maulorgeln zu Handwaffen umschmiedeten, sozusagen die Pflugscharen zu Schwertern, ist nichts zum Verwundern. »Wer Wind sät, wird Sturm ernten«, sagt ein im christlichen Deutschland wenig bekanntes Buch. Ist prompt eingetroffen. Tote unter denen,

die bei uns Zuflucht gesucht haben, schwer Verletzte, lebenslang Gezeichnete. Und noch ein zweites Echo ist auf die Statistiken und unheilswan-geren Prognosen gekommen, die Antwort derer, die alles das falsch, vielleicht aber auch richtig verstanden hatten – steil ansteigende Wählerkurven rechtsaußen!

Da beginnen selbst die mit der vorerst noch höheren Schamschwelle ›vernünftig‹ zu werden (das jedenfalls können kluge Köpfe bei ihren erfreuten Leitartiklern lesen). Für eine Grundgesetzänderung reicht es zwar immer noch nicht, doch wird das einen Findigen nun wirklich nicht erschüttern. Viel einfacher die Unterminierung und Aushöhlung eines Rechts als seine Abschaffung. Die zuständigen bürokratischen Organe haben da ja auch längst vorgearbeitet. ›Verfahrensabkürzung‹ heißt die Parole, und zum Teufel soll sich scheren, wer um diese Rechtsverkürzung sich schert, bei der Einspruchs- und Berufungsmöglichkeiten entfallen. Wozu hatte seinerzeit der rassistische Congressman geraten, um deutsche Juden von den USA fernzuhalten? »Sperrt das Tor zu und werft den Schlüssel fort!« Wie vergleichsweise sympathisch, diese Offenheit. Da wußte man doch gleich, woran man war ...

Hierzulande liebt man den Schatten verdeckter Wege und verschmäht euphemistische Worte nicht einmal dann, wenn ihnen ein leiser Ruch von

Mord anhaftet. Von »Wirtschaftsemigranten« ist in letzter Zeit des öfteren die Rede gewesen und davon, daß diese Böcke von den armen, braven Schäfflein der wirklich Asylberechtigten gesondert werden müßten. Hat man es verdrängt? Nie wahrgenommen? Bloß »Wirtschaftsemigranten«, ergo nicht asylberechtigt!, gellte es deutschen Juden aus Antisemitenmund in aller Welt entgegen.

Ein verlogenes Wort, damals wie heute, als gehe es um Spekulanten, um Kapital- und Steuerflüchtige, dunkle Geschäftemacher. Residieren sie vielleicht im Fünfsternehotel, die angeblichen Wirtschaftsemigranten? (Um die echten, die dort tatsächlich Quartier beziehen, kümmert sich kein Beamtenhirn.) Nein, arme Teufel sind es, Menschen, die »ins Elend« ziehen, um dem Tod zu entgehen, dem durch Hunger, Seuchen oder Bürgerkriegskugeln. Aus bundesrepublikanischer Sicht sind sie aber nicht asylwürdig, als wüßten inzwischen nicht schon Kinder über den politischen Wurzelgrund solch existentieller Katastrophen genauestens Bescheid. Und dabei ist Deutschland noch immer ein sehr sattes und sehr reiches Land, die neuen Bundesländer eingeschlossen; man möge sich die ausgemergelten Gestalten der Dritten Welt vergegenwärtigen, bevor man ›drüben‹ aufschreit wegen dieses Satzes, die Hungerbäuche und rachitischen Kinderbeinchen. Ein sattes Land, die gesamte Bundesrepublik, der reichsten eines auf der

Welt – was freilich leicht vergißt, wer ihren Umgang mit denen beobachtet, die »im Elend« sind, mit den Schutzflehenden anderer Sprache, Hautfarbe und Kontinente.

Indes gibt das Verhältnis zu Ausländern mehr noch als das zu einheimischen Minderheiten Aufschluß über den tatsächlichen politischen und sozialen Zustand eines Landes und seiner Bürger. Untersuchungen zum Asylverhalten der unterschiedlichsten Staaten beweisen zudem, daß die Behandlung von Flüchtlingen ein untrüglicher Indikator der gesellschaftlichen Druckverhältnisse ist. Nirgendwo sonst ist so präzise zu erfahren, wie es mit der Fähigkeit und Bereitschaft bestellt ist, Konflikte human und rational zu lösen, und was es auf sich hat mit dem Kulturniveau der Menschen, mit ihrer politischen Reife.

Von uns ist in Wahrheit die Rede, wenn bei uns von Asyl und Asylanten so gesprochen wird, wie davon an Stammtischen und auf Parlamentstribünen vielfach gesprochen wird. Von uns, die wir Schaschlik und Pizza nicht mehr missen, die wir das Fremde und Andersgeartete aber nur zu gern verjagen möchten, wenn es uns statt auf der Speisekarte in Gestalt von Straßen entgegentritt, von Stadtvierteln, in denen kaum noch ein deutsches Wort gesprochen wird, in denen wir zu Fremden geworden sind, mitten in unserem Land. Die Art, mit Fremden umzugehen, sagt nicht unbedingt

etwas über die jeweilige Minorität. Allemal gibt sie jedoch Auskunft über die Majorität, und wenn Ausländerfeindlichkeit zur Maxime der Asylgewährung wird, dann hat die Majorität ihren moralischen und politischen Bankrott erklärt.

Die seelischen Triebkräfte des Fremdenhasses sind Unsicherheit und Angst. Da das Fremdartige eigene Lebensformen dem Zweifel aussetzt, wenn es sie nicht sogar zur Disposition stellt, löst es Aggressionen aus und mobilisiert Widerstand. Das ist eine atavistische Reaktion, die der tierischen Natur des Menschen entstammt, und die Versuchung, dieser primitiven ersten Regung nachzugeben, ist um so größer, je mehr das Fremde bedrohend an den eigenen Status und Besitz zu rühren scheint oder wirklich rührt.

Nur daß dem Zufluchtsuchenden die Bewohner des Zufluchtslandes genauso bedrohlich fremd sind wie er ihnen. Noch viel bedrohlicher sogar, denn seine hergebrachte Lebensweise wird einer Belastungsprobe nicht erst ausgesetzt, sie ist bereits zerstört. Er kommt ja schon als Unterlegener, als Outcast, er gehört längst zum »Abschaum der Erde«, wie Arthur Koestler sich und seinesgleichen illusionslos klar genannt hat. Ihm aber verlangt man nach dem Verlust der materiellen Existenzbasis auch noch die Eigenschaften des Chamäleons ab. Wehe, wenn er klagt, wehe,

wenn er auffällt, und sei es nur durch falsche Kleidung.

Dies schreibend, erinnere ich mich – nicht eben freudig, was meine Rolle dabei betrifft – an ein Erlebnis aus der Schulzeit. An Franziska G., genau gesagt, die irgendwann 1946 oder 1947 höchst auffällig im Klassenzimmer stand. Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, war sie in unserer Schule für geraume Zeit das einzige Flüchtlingskind meines Jahrgangs. Nicht, daß wir alle Einheimische gewesen wären. Die Kleinstadt, in der ich aufwuchs und lebte, hatte schon in den letzten Kriegsjahren kontinuierlich Zuzug von Ausgebombten aus den benachbarten Großstädten bekommen, und die Amerikaner hatten gleich nach ihrem Einmarsch – nein, nicht etwa die Häuser der Nazis hatten sie für die Besatzung ihres nahe gelegenen Militärflugplatzes beschlagnahmt, sondern, unterschiedslos Gerechte und Ungerechte treffend, ein ganzes großes Wohnviertel. Die auf die Straße Gesetzten wurden auf den Rest des Ortes als Zwangseinquartierung verteilt. Sie schuf auf Jahre so beengte Verhältnisse, daß für Heimatvertriebene nur noch ganz wenig Platz war.

Die ›Neuen‹, die nach jedem Luftangriff zu uns hereingetröpfelt waren – ich erinnere mich nicht, daß sie für uns Kinder irgend zum Stein des Anstoßes geworden wären. Vermutlich sind wir anfangs ein bißchen zurückhaltend gewesen, insbe-

sondere haben wir einen Jungen für einen Angeber gehalten, weil er zu oft von der Pracht und Herrlichkeit seiner unterm Schutt begrabenen elektrischen Eisenbahn erzählte. Sonst aber? Nach kurzer Zeit gehörten sie dazu. Sie waren wie wir, spielten dieselben Spiele, schimpften mit denselben, von den Eltern verbotenen Worten, und außerdem taten sie's in haargenau demselben Dialekt. Kurz und gut, sie waren »hiesig«.

Und das war Franziska G., auf den ersten Blick erkennbar, nicht. Sie trug ein Trachtengewand aus einem ins Bräunliche spielenden beigen Flauschstoff, der über und über mit roten Stickereien besät war. Ihre bis ans Knie reichenden Stiefel hatten fast dieselbe Farbe wie die Kleidung und waren mit Fell gefüttert. So stand sie neben dem Lehrerpult an jenem ersten Tag, noch nie hatten wir solche Kleider gesehen, und das Fremdartige der Erscheinung hat sich mir wohl deshalb so tief eingegraben, weil Franziska, ob Sommer oder Winter, sehr lange Zeit tagaus, tagein dasselbe anhatte. Heute weiß auch ich, was sich der Leser eben gedacht hat: Das arme Ding hatte nichts anderes. Daheim war es das hoch in Ehren gehaltene Festtagskleid gewesen, und dieses Prunkstück war das einzig Präsentable, was sie noch besaß, das einzige, womit man sich »vor den Leuten sehen lassen« konnte. Der Elfjährige jedoch hat sich das nicht gesagt. Im Gegenteil hat er, wie die gesamte

Klasse, als abstoßend empfunden, abstoßend weil fremd, was doch nur ein Beweis für Armut war und für »im Elend« sein.

Franziska muß bei uns ein Martyrium durchgemacht haben. Als Nichtdazugehörige weithin kenntlich, war sie in der Klasse völlig isoliert. Nicht daß wir sie verspottet hätten. Es war schlimmer. Spott und Hohn indizieren wenigstens eine Beziehung. Zwischen uns und Franziska gab es keine. In unserer erhabenen Gnadenlosigkeit haben wir geruht, die scheinbar Andersartige nicht wahrzunehmen. Ich weiß nicht mehr, wie lange sie außerhalb einer Gemeinschaft stand, der sie formell doch angehörte. Eine Freundin hat sie jedenfalls erst gefunden, als die fürs Gymnasium Bestimmten von unserer Realschule abgingen und dadurch einige Mädchen ›ihre‹ Freundinnen verloren. Ihre Isolation muß mindestens ein Jahr gedauert haben, wahrscheinlich länger. Irgendwann erlosch der Bann, irgendwann gehörte auch sie dazu. Aber doch nicht so ganz. Denn ich wüßte nicht, daß jemand sie nach ihrem Schicksal gefragt hätte oder auch nur, woher sie gekommen war. Sie war ein Flüchtling und damit basta. Warum sie nicht von sich aus erzählt hat? Abgesehen davon, daß sie auch später ein verschlossenes Kind war (dank unserer aktiven ›Unterstützung‹, wie zu vermuten ist): Hatten wir jemals Interesse für sie gezeigt? Den Deubel hatten wir getan! Die An-

tipathien und Aggressionen unserer Eltern und schlechterdings aller Einheimischen hatten wir reproduziert! Den Fremdenhaß, auf gut deutsch, der damals – mangels Masse – nicht irgendwelchen Ausländern galt, sondern – infolge ihres massenhaften Andrangs – unseren umgesiedelten und geflohenen Landsleuten.

Hätten diese »Rittergutsbesitzer« (dies das aus ihren Heimweherzählungen kondensierte Einheimischenschimpfwort für die Flüchtlinge) wenigstens etwas Sichtbares und mit Händen zu Greifendes mitgebracht! Indes sind Flüchtlinge in den allermeisten Fällen eben Habenichtse, und, was immer die Gruppen sonst trennt, diese Eigenschaft teilen die wegen Hitler nach 1945 aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen mit den deutschen Exilierten und Emigranten, die Hitler ab 1933 verjagte. Aus oftmals guten Verhältnissen ein Absturz ins Bodenlose, und was das für die Heimatvertriebenen bedeutete, weiß jeder ältere Leser selber. Für die Exilierten und Emigranten hat es soviel behördliche Fürsorge wie für jene freilich nicht gegeben. Nichts da von für sie beschlagnahmtem Wohnraum, nichts da von Lastenausgleich und billigen Krediten, erst recht keine Integration ins Erwerbsleben. Hier schon endet die Parallele (und wenn sie später da und dort wieder auflebt, wird der erfahrene Leser sie selbst herstellen können). Kamen eben nicht zu Lands-

leuten, die sich der moralischen Hilfsverpflichtung nicht entziehen konnten, die Exilierten und Emigranten. Waren bloß Ausländer, die man ungestraft verachten und hassen durfte.